



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

19. Jahrgang.

1917.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der silberne Schilling.

Von H. C. Andersen.

Es war einmal ein Schilling, blank ging er aus der Münze hervor, sprang und klang, „Hurra! Jetzt geht's in die weite Welt hinaus!“ — Und er kam freilich in die weite Welt hinaus.

Das Kind hielt ihn mit warmen Händen, der Geizige mit kalten, krampfhaften Händen; der Ältere wendete and drehte ihn Gott weiß wie viele Male, während die Jugend ihn gleich wieder rollen ließ. Der Schilling war von Silber, hatte sehr wenig Kupfer an sich, und befand sich bereits ein ganzes Jahr in der Welt, das heißt in dem Lande, in welchem er ausgemünzt worden war. Eines Tages aber ging er auf Reisen ins Ausland; er war die letzte Landesmünze im Geldbeutel, den sein reisender Herr bei sich führte, der Herr wußte selbst nicht, daß er den Schilling noch hatte, bis er ihn unter die Finger geriet. „Hier hab' ich ja noch einen Schilling aus der Heimat!“ sagte er, „nun der kann die Reise mitmachen!“ und der Schilling klang und sprang vor Freude, als er ihn wieder in den Beutel steckte. Hier lag er nun bei fremden, Kommenden und gehenden Kameraden, einer machte dem andern Platz, aber der Schilling aus der Heimat blieb immer im Beutel zurück: das war eine Auszeichnung.

Mehrere Wochen waren schon verstrichen, und der Schilling war weit in die Welt hinaus gelangt, ohne daß er doch gerade wußte, wo er sich befände; zwar erfuhr er von den anderen Münzen, daß sie französische und italienische seien. Eine sagte, sie wären jetzt in der Stadt, eine Andere in jener, allein der Schilling konnte sich keine Vorstellung von alledem machen; man sieht nichts von der Welt, wenn man immer im Sacke steckt, und das war ja sein Los. Doch eines Tages, wie er so dalag, bemerkte er, daß der Geldbeutel nicht zugemacht war, und so schlich er sich bis an die Öffnung hervor, um ein wenig heraus zu schauen; das hätte er nun freilich nicht tun sollen, er war aber neugierig, und das rächt sich; — er glitt hinaus in die Hosentasche, und als des Abends der Geldbeutel herausgenommen wurde, lag der Schilling noch da, wo er hingerutscht war und kam mit den Kleidern auf den Vorsteckboden; dort fiel er sogleich auf den Fußboden; niemand hörte das, niemand sah das.

Am andern Morgen wurden die Kleider wieder in das Zimmer getragen, der Herr zog sie an, reiste weiter, und der Schilling blieb zurück, er wurde gefunden, sollte wieder Dienste tun, und ging mit drei anderen Münzen aus. „Es ist doch angenehm, sich in der Welt umzuschauen,“ dachte der Schilling, „andere Menschen, andere Sitten kennen zu lernen.“

„Was ist das für ein Schilling!“ hieß es in demselben Augenblicke. „Das ist keine Landesmünze! Der ist falsch! Der taugt nichts!“

Ja, nun beginnt die Geschichte des Schillings, wie er sie später selbst erzählte.

„Falsch! Taugt nichts! Dies fuhr mir durch und durch,“ erzählte der Schilling. „Ich wußte, ich sei von gutem Klange und habe ein echtes Gepräge. Die Leute mußten sich jedenfalls irren, mich konnten sie nicht meinen, aber sie meinten mich doch! Ich war derjenige, den sie falsch nannten; ich taugte nichts. „Den muß ich im Dunkeln ausgeben!“ sagte der Mann, der mich erhalten hatte, und ich wurde im Dunkeln ausgegeben und am hellen Tage wieder ausgeschimpft, „falsch, taugt nichts! wir müssen machen, daß wir ihn los werden!“

Und der Schilling zitterte zwischen den Fingern der Leute jedesmal, wenn er heimlich fortgeschafft werden und für Landesmünze gelten sollte. „Ich elender Schilling! was hilft mir mein Silber, mein Wert, mein Gepräge, wenn das alles keine Geltung hat. In den Augen der Welt ist man eben das, was die Welt von Einem hält! Es muß entsetzlich sein, ein böses Gewissen haben, sich auf bösen Wegen umherzuschleichen, wenn mir, der ich doch ganz unschuldig bin, schon so zu Mute sein kann, weil ich blos das Aussehen habe! Jedes Mal, wenn man mich hervor suchte, schauderte ich vor den Augen, die mich ansehen würden, wußte ich doch, daß ich zurückgestoßen, auf den Tisch hingeworfen werden würde, als sei ich Lug und Trug. Einmal kam ich zu einer alten, armen Frau, sie erhielt mich als Tagelohn für harte Arbeit, allein sie konnte mich nun gar nicht wieder los werden. Niemand wollte mich annehmen, ich war der Frau ein wahres Unglück. „Ich bin wahrhaftig gezwungen, Jemand mit dem Schilling anzuführen,“ sagte sie, „ich kann mit dem besten Willen einen falschen Schilling nicht aufheben; der reiche Bäcker soll ihn haben, er kann es am besten verschmerzen, — aber unrecht ist es trotzdem doch, daß ich's tue!“

„Auch das Gewissen der Frau muß ich noch obendrein belasten!“ seufzte es in dem Schilling. „Habe ich mich denn in meinen älteren Tagen wirklich so verändert?“

Und die Frau begab sich zu dem reichen Bäcker, aber der kamte gar zu gut die gangbaren Schillinge, als daß er mich hätte behalten sollen, er warf mich der Frau gerade ins Gesicht, Brot bekam sie für mich nicht, und ich rühlte mich so recht von Herzen betrübt, daß ich solchergestalt zu Anderer Ungemach ausgemünzt sei, ich, der ich in meinen jungen Tagen freudig und sicher mir meines Wortes und echten Gepräges bewußt gewesen war! So recht traurig wurde ich, wie es ein armer Schilling werden kann, wenn Niemand ihn haben will. Die Frau nahm mich aber wieder mit nach Hause, sie betrachtete mich mit einem herzlichen, freundlichen Blick und sagte: „Nein, ich will Niemand mit dir anführen! Ich will ein Loch durch dich schlagen, damit

Jedermann sehen kann, daß du ein falsches Ding bist — und doch — das fällt mir jetzt so ein, — du bist vielleicht gar ein Glückschilling, — kommt mir doch der Gedanke so ganz von selbst, daß ich daran glauben muß! Ich werde ein Loch durch den Schilling schlagen und eine Schnur durch das Loch ziehen, und dem Kleinen der Nachbar'sfrau den Schilling um den Hals als Glückschilling hängen.“ Und sie schlug ein Loch durch mich; angenehm ist es freilich nicht, wenn ein Loch durch Einen geschlagen wird, allein wenn es in guter Absicht geschieht, läßt sich vieles ertragen! Eine Schnur wurde auch durchgezogen, ich wurde eine Art Medaillon zum Tragen, man hing mich um den Hals des kleinen Kindes, und das Kind lächelte mich an, fügte mich, und ich ruhte eine ganze Nacht an der warmen, unschuldigen Brust des Kindes.

Als es Morgen ward, nahm die Mutter mich zwischen ihre Finger, sah mich an und hatte so ihre eigenen Gedanken dabei, das fühlte ich bald heraus. Sie suchte eine Schere hervor und schnitt die Schnur durch.

„Glückschilling!“ sagte sie. „Ja, das werden wir jetzt erfahren!“ Und sie legte mich in Essig, daß ich ganz grün wurde; darauf kittete sie das Loch zu, rieb mich ein wenig und ging nun in der Dämmerstunde zum Lotteriekollekteur, sich ein Loos zu kaufen, das Glück bringen sollte.

Wie war mir übel zu Mute! Es zwickte in mir, als müßte ich zerknicken, ich wußte, daß ich falsch genannt und hingeworfen werden würde, und zwar gerade vor die Menge von Schillingen und Münzen, die mit Inschrift und Gesicht da lagen, auf welche sie stolz sein konnten; aber ich entging der Schande, beim Kollekteur waren viele Menschen, er hatte gar viel zu tun, und ich fuhr klingend in den Kasten unter die anderen Münzen; ob später das Loos gewann, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich schon am andern Morgen als ein falscher Schilling erkannt, bei Seite gelegt und ausgesandt wurde, um zu betrügen und immer zu betrügen. Es ist nicht auszuhalten, wenn man einen reellen Charakter hat, und den kann ich mir selber nicht absprechen.

Jahr und Tag ging ich in solcher Weise von Hand zu Hand, von Haus zu Haus, immer ausgeschimpft, immer ungerne gesehen; Niemand traute mir, und ich traute mir selbst, traute der Welt nicht, das war eine schwere Zeit! Da langte eines Tages ein Reisender, ein Fremder an, bei dem wurde ich angebracht, und er war treuherzig genug, mich für eine gangbare Münze anzunehmen; aber nun wollte er mich abermals ausgeben, und ich vernahm wieder die Ausrufe: „Taugt nichts! falsch!“

„Ich habe ihn für gut erhalten,“ sagte der Mann, und betrachtete mich dabei recht genau; plötzlich lächelte sein ganzes Gesicht, das geschah sonst von keinem Gesicht, wenn man mich besah. „Nein, was ist doch das!“ sagte er. „Das ist ja eine unserer Landesmünzen, ein guter öhrlicher Schilling aus der Heimat, durch den man ein Loch geschlagen, den man falsch nennt. Das ist in der That kurios! Dich werde ich doch aufheben und mit nach Hause nehmen!“

Die Freude durchrieselte mich, man hieß mich einen guten, ehrlichen Schilling, und nach der Heimat sollte ich zurückkehren, wo Jede und Jeder mich kennen und wissen würde, daß ich aus gutem Silber sei und echtes Gepräge habe. Ich hätte vor Freude Funken schlagen können, aber es liegt nun einmal nicht in meiner Natur, zu sprühen, das kann wohl der Stahl, nicht das Silber.

Ich wurde in feines, weißes Papier eingewickelt, damit ich nicht mit den andern Münzen verwechselt werden und abhanden kommen möchte, und bei festlichen Gelegenheiten, wenn Landsleute sich begegneten, wurde ich vorgezeigt und es wurde sehr gut von mir gesprochen; sie sagten, ich sei interessant; es ist freilich merkwürdig, daß man interessant sein kann, ohne ein einziges Wort zu sagen.

Und endlich langte ich in der Heimat an! All' meine Not hatte ein Ende, die Freude kehrte wieder bei mir ein, war ich doch von gutem Silber, hatte das echte Gepräge! Und gar keine Widerwärtigkeiten hatte ich mehr auszu-

sehen, obgleich man das Loch durch mich geschlagen als falsch, doch das tut nichts, wenn man es nur nicht ist! Man muß ausharren, alles gelangt mit der Zeit zu seinem Rechte! Das ist mein Glaube, sagte der Schilling.



Der Osterhase.

In dem jungen, frischen Grase
Sitzt ein fleiß'ger Osterhase,
Legt gar manches schöne Ei
Unter's Laub und spricht dabei:



„Dies bekommt die kleine Eise,
Die ich jüngst traf auf der Wiese;
Jenes gelbe kriegt der Fröh
Mit der hübschen Zippelmüh!“

Das geschickte ist für Willi,
Das gestreifte kriegt die Lilli,
Und das rote bleibt für Gretchen,
Für das liebe, gute Mädchen!

Doch das schönste will ich schenken
Nachbars May zum Angedenken,
Weil der May zu jeder Frist
Fleißig und gehorsam ist!“

m.



Wie fertigt man sich ein astronomisches Fernrohr an?

Von Mag Valier in Bozen (Tirol).*)

Erörterungsrat! —

Ein paar Pappdeckelrohre mit Hornfassung, sorgsam abgepaßt, daß man sie schön ineinanderchieben kann. Darin einige grünlische Glascherben. Tut man die messingenen Schieber auf, die vorn und hinten das Rohr abschließen, zieht den Tubus aus, soweit es geht, und guckt auf der richtigen Seite hinein, so sieht man — wenn man's gerade richtig erwirkt hat — entfernte Gegenstände erstaunlich nahe, in den prächtigen Farben des Regenbogens.

So ungefähr könnte ich mein altes Fernrohr, das ich von meinem Urgroßvater geerbt habe, beschreiben. Und dieses Instrument hat so manchen Dienst getan.

Wie anders das Fraunhofer'sche Glas meines Großvaters, das im Jahre 1848 den Feldzug mitgemacht hat. Zum Teile aus korniertem Holz, im übrigen aus Messing, nimmt sich dieses Instrument schon äußerlich als ein Erzeugnis moderner Werkstätten aus. Und wenn man durchsieht, so steht in farbenreiner, klarer Plastik das Bild der Landschaft in 24 facher Vergrößerung vor dem Auge. Nichts ist dieses Rohr auf den Mond, so erkenne ich mit Leichtigkeit die kraterreichen und ebeneren Gegenden, wende ich den Blick zu Jupiter, so bemerke ich deutlich die vier großen Trabanten des Riesenplaneten, schaue ich Saturn an, so gelingt es bei guter Luft, und wenn ich das Rohr nicht aus freier Hand halte, sondern fixiere, leicht den Ring zu erkennen.

Viele solche Fernrohre mögen in Händen von Amateuren sein, denn damals, als die neuen Achromaten auf den Markt kamen, schaffte sich fast jeder, der es sich leisten konnte, ein Instrument an.

Heutzutage freilich werden überwiegend Prismenbinokles gekauft, da diese modernsten Erzeugnisse der Optik handlicher für die Reise sind und wirklich allen irdischen Anforderungen, auch dem Verlangen nach starken Vergrößerungen, ausreichend genügen. Man kann Vergrößerungen bis zu 22 fach haben, allerdings, wenn man einen Preis anlegen will, der den eines Fernrohres mit derselben Leistung weit übersteigt. Dies ist auch sehr begreiflich, denn erstens besteht ein solches Prismeninstrument aus zwei Fernrohren, zweitens müssen noch vier Prismen eingeschaltet werden, um in beiden Rohren die Lichtstrahlen doppelt zum Umkehren zu zwingen.

*) Die älteren Leser der „Illustr. Ki.-ber. Zeitung“, von denen sich jedenfalls viele von den Mundern des Sternhimmels angezogen fühlen, werden dem zur Zeit im Felde stehenden Verfasser dieses Aufsatzes für seine lehrreichen Ausführungen gewiß dankbar sein. D. Sarffel.

Über die obengenannte Vergrößerung gehen aber die Preisfeldstecher nicht hinaus. Dieser Umstand macht sie leider für den Freund der Himmelskunde, der selbst gern etwas von den Wundern des Himmels sähe, minder wertvoll. Allerdings haben auch die wenigsten der kleineren Auszugfernrohre eine Vergrößerung, die 24fach übersteigt, ja diese Zahl wird meist erst von Instrumenten mit 4 Zentimeter Objektiv und von fast 1 Meter Gesamtlänge erreicht. Um die Wunder der Sternwelt zu beobachten, ist aber in den meisten Fällen eine mindestens 40-50fache Vergrößerung erforderlich.

Es ist nun möglich, jedes Auszugfernrohr, auch das kleinste gebräuchliche, in ein astronomisches Fernrohr zu verwandeln, das solche Vergrößerungen leistet, und dies kann, ohne den früheren Gebrauch des Instrumentes auszuschließen, mit geringen Änderungen und mit verhältnismäßig geringem Kostenaufwande geschehen, was bei Prismengaläsern nicht möglich ist.

Aber diese Umwandlung wollen wir im folgenden handeln, damit der Amateur weiß, was er aus seinem Instrumente machen kann, und damit recht viele, die sich bisher von der Beobachtung der kosmischen Wunder ausgeschlossen wähnten, erkennen mögen, daß auch ihnen ohne kostspielige Neuanfertigung eine genügende Beobachtung des gestirnten Himmels möglich ist. Dazu müssen wir uns aber zunächst über die Hauptbestandteile eines Fernrohres klar werden.

Die große Linse, die an einem Ende des Fernrohres angebracht ist, nennt man das Objektiv, weil sie dem Gegenstande (Objekt) zugewandt ist. Die am entgegengesetzten Ende befindliche Linse ist das Okular (Augenglas), weil es dem Auge nahe steht und man durch sie hineinsieht.

Das Fernrohrobjektiv besteht aus einer Kombination von zwei oder mehreren Linsen, die so berechnet sind, daß die Strahlen, die vom Objekte ausgehen, möglichst vollkommen vereinigt werden und ein möglichst scharfes, farbenreines Bild liefern. Dieses bei sehr entfernten Gegenständen etwa in dem Abstände der Brennweite vom Objektiv entworfene Bild ist umgekehrt, wie das Bild auf der Mattscheibe einer Kamera.

Da es aber für die Betrachtung der irdischen Gegenstände nicht angebracht ist, alles auf dem Kopfe stehend zu sehen, so fügt man vor das Okular, das eigentlich nur eine Linse ist, mit der man das vom Objektiv entworfene Bild vergrößert, bei den terrestrischen Fernrohren (Erdenfernrohre) noch ein System von Linsen hinzu, welche die Aufgabe haben, das verkehrte Bild wieder umzukehren, also aufzurichten. Praktisch bestehen die beiden Systeme, die im letzten Auszuge eines Fernrohres stecken, und die man schlechtweg das terrestrische Okular nennt, wieder aus mindestens je zwei Linsen.

Gerade dieses Bestreben, das umgekehrte Bild wieder aufzurichten, zwingt uns aber, die Vergrößerung des Instrumentes zu beschränken, da der Lichtverlust an den vielen Linsenflächen recht bedeutend ist und auch aus anderen Gründen die Brennweite der terrestrischen Okulare nicht sehr kurz gewählt werden kann.

Nun ist bekanntlich die Gesamtvergrößerung eines Fernrohres gleich der Brennweite seines Objektivs dividiert durch die Brennweite des Okulares. Wir sehen also, daß wir die Vergrößerung steigern können, entweder durch die Wahl eines Objektivs mit längerer Brennweite, oder durch Anwendung eines Okulares von kürzerer Brennweite, wenn wir das Objektiv beibehalten. Der erste Fall ist praktisch nicht zu verwerten, da man durch die längere Brennweite auch ein längeres Rohr braucht, also überhaupt ein neues Rohr nötig hätte, nicht zu reden davon, daß ja eben das Objektiv das teuerste an dem Fernrohr ist. Der andere Weg aber steht uns offen, wenn wir nur darauf verzichten, das Bild aufrecht zu haben. Wenn wir uns mit dem verkehrten Bilde, wie auf der Mattscheibe der Kamera, begnügen, dann können wir die Vergrößerung gegenüber der terrestrischen in den meisten Fällen etwa auf mindestens das Dreifache steigern. Wir haben nur nötig, den letzten Auszug des terrestrischen Fernrohres, in dem das gesamte Okularsystem steckt, herauszuschrauben und in den nunmehr letzten, ursprünglich vorletzten Auszug ein astronomisches Okular einzufügen. Manche Fernrohre haben sogenannte panratische Okulare, die sich auf die letzten zwei Auszüge erstrecken. Es sind dies solche Instrumente, die eine verschiedene Vergrößerung gestatten. Dann muß man diese beiden Auszüge herausschrauben, kurz soviel Auszüge, bis außer dem Objektiv in dem ganzen Fernrohr keine Linse mehr ist.)

Astronomische Okulare gibt es von verschiedener Konstruktion. Für die allgemeinen Zwecke empfehle ich die Miltenszweischen Okulare von 9, 7 und 5 Millimeter Brennweite, welche die Firma Merz in Pasing bei München liefert. Man braucht sich dann nur von einem Feinmechaniker einen Ring von der Beschaffenheit machen zu lassen, daß er einerseits statt

des terrestrischen Okulares in den nunmehr letzten Auszug des Tubus eingeschraubt werden kann, und daß andererseits die Miltenszweischen Okulare, die alle gleich weit sind, in den Ring hineinsteckt werden können. Hat man dies machen lassen, so probiert man den Punkt aus, wo man scharf sieht. Man wird dazu den nunmehr letzten Auszug, in dem das Miltenszweische Okular steckt, von der ganz ausgezogenen Stellung etwas hinenschieben müssen. Es wird überhaupt das astronomische Fernrohr bedeutend kürzer als das terrestrische werden, was für den Gebrauch sicher angenehmer ist.

Wollen wir die Vergrößerung unseres astronomisierten Instrumentes ermitteln, so messen wir einfach die Länge des Fernrohres in seiner astronomischen Ausrüstung, vom Objektiv bis zum Okular ab und dividieren diese Maßzahl, die wir in Millimeter ausdrücken, durch die ebenfalls in Millimeter ausgedrückte Maßzahl der Brennweite des astronomischen Okulares, die uns ja bekannt ist. Bei Anwendung eines 5 Millimeter brennweitigen Okulares würde also schon ein Fernrohr, das nur 25 Zentimeter Brennweite, müh'n in astronomischen Zustände nur diese Länge hat, eine 50fache Vergrößerung ergeben. Allerdings ist dieses Okular schon stark und kann nur bei sehr guten Objektiven und sehr guter Luft angewendet werden. Das 7-Millimeter-Okular kann aber meist gebraucht werden, das 9-Millimeter-Okular auch bei milder guter Luft mit Vorteil. Meist haben aber die größeren Handfernrohre von 4-4½ Zentimeter Objektiv etwa 60-70 Zentimeter Brennweite, sodaß schon das 7-Millimeter-Okular eine 100fache Vergrößerung ergibt, während das Fernrohr terrestrisch nur mit einer 20fachen ausgerüstet war.

Allerdings macht sich bei Anwendung so starker Vergrößerung der Umstand störend bemerkbar, daß man das Rohr nicht mehr aus freier Hand still genug halten kann. Der erfahrene Beobachter weiß, wie viel darauf ankommt, ob das Instrument vollkommen oder mangelhaft ruhig gehalten wird. Es wird also der Amateur sich nach einer Montierung, sei es in einfachster Form nach einer sogenannten Baumfahne, sei es nach einer komplizierteren Vorrichtung umsehen. Für die astronomische Beobachtung ist freilich die sogenannte paralaktische Montierung am erwünschtesten, wie sie etwa in einfacher Form das sogenannte Schulfernrohr aufzuweisen hat. Ist man der glückliche Besitzer einer ähnlich stabilen Aufstellung, dann kann man es sogar wagen, durch Anwendung einer sogenannten Barlow-Linse die Vergrößerung der astronomischen Okulare nochmals zu verdoppeln. So kann ein Instrument von 5 Zentimeter Objektivöffnung eine 120-150fache Vergrößerung liefern.

PO

Knacknuß.

Auch was dieser Schneemann zu sagen hat, ist nicht ganz leicht von der weißen Tafel abzulesen. Wer sich aber den Fall einige Minuten aufmerksam betrachtet, der findet schon den Schlüssel des Rätsels.

Die ersten zwanzig Einsender der richtigen Lösung sollen in einer der nächsten Nummern der „Ill. Kinder-Zeitung“ genannt werden. — Lösungen, die nach Donnerstag dieser Woche eingehen, werden unter keinen Umständen berücksichtigt.



Der Schneemann.

PO

Häschen auf Reisen.

Junghäschen will verreisen,
Zu Hause ist es nicht mehr nett,
Will 'mal wo anders speisen,
Hier ist der Kohl nicht fett.

Die Mutter hat geboten:
„Mein liebes Söhnchen Stummelschwanz,
Puß' Köpfschen dir und Pfoten,
Nachher ist Kindertanz!“

Doch Häschen will nichts wissen
Vom Tanz, hat sich ins Kraut geduckt,
Und ist dann ausgerissen,
Als Mutter grad' nicht guckt.

Nun über einen Acker
In weiten Sprüngen hopft es los.
Da kemmt den kleinen Racker
Ein Graben tief und groß.

Doch neben dem steh'n Rüben,
Wie Gold so gelb, und lang und dick.
Wupp, ist Junghäschen drüben
Im nächsten Augenblick!

Doch kaum seht voll Behagen
Der Kleine sich ins Rübenfeld,
Will ihn ein Dackel jagen,
Der furchtbar kläfft und bellt.

Muß da das Häschen laufen!
Ach, diese Angst, ach, diese Not!
Es kam fast nicht mehr schnaufen,
Und ist vor Schreck halbtot.

Gar spät ist's heimgekommen.
Da schalt die Mutter aber sehr
Und hat's beim Ohr genommen.
Zu essen gab's nichts mehr!

Hungrig in's Nest gekrochen
Ist Stummelschwanz im Hasenhaus,
Und hat Mama versprochen:
„Nie reiß' ich wieder aus!“
Helene Brehm.

Ein bleisfressendes Insekt.

Ein Insekt, das sich im Blei einbohrt, ist von einem amerikanischen Entomologen (Insektenkennner), Albert Schuler, der zu Santa Barbara in Kalifornien lebt, entdeckt worden. Der Gelehrte machte auf einer Versammlung der Telephon-Ingenieure in San Francisco darüber nähere Mitteilungen, weil die Entdeckung in einer praktischen Beziehung zu den Telephonanlagen steht. Man hatte nämlich in der Bleiumhüllung der Telephondrähte seltsame Löcher gefunden, die nun erst durch diese merkwürdige Erscheinung der Insektenwelt erkannt werden. Über das eigenartige Tier berichtet einer der Herausgeber der New-Yorker „Engineering News“, der sich die Käfer in Santa Barbara bei ihrem Entdecker angesehen hat: „Eine Anzahl der Tiere wird in Weiskästen mit Glasdeckeln in Gefangenschaft gehalten, um zu beobachten, wie lange es dauert, bis sie sich ihren Weg ins freie geböhrt haben. Das Tier ist ein dünner, schwarzer Käfer mit starken Flügeldecken, etwa ein Viertel Zoll lang und macht einen ruhigen und unschuldigen Eindruck. Vielleicht wird es gelingen, noch andere Mitglieder dieser Insektenfamilie zu entdecken, die den Namen *Sinoxylon declive* erhalten hat. Es steht fest, daß diese Käfer in der Bleiumhüllung der Telephonkabel winzige runde Löcher bohren, durch die Bleidecke hindurch und durch die Papierisolierung bis zum Kupfer. Vielleicht glaubt der Käfer, daß der Kabel der Teil eines Baumes wäre, in den er gewöhnt ist,

Löcher zu bohren, und er betrachtet das Blei gleichsam als die Rinde, durch die er hindurch muß. Einige Entomologen haben dies eigentümliche Verhalten aus dem Wunsch, sich zu verbergen, erklären wollen. Die Fähigkeit des Insekts steht jedenfalls nicht einzigartig da. Wer weiß, mit welcher Kraft z. B. der *Teredo novalis* mit seinem Bohrrapparat das härteste Holz durchdringt, der wird es nicht für unmöglich halten, daß ein Käfer eine Bleisicht durchbohrt. Was der Käfer mit dem Durchbohren des Bleies beweckt, ist bisher noch in Dunkel gehüllt. Es scheint im höchsten Grade fraglich, daß er dem Blei irgend welche Nährwerte entnimmt; möglich aber ist, daß der Bohrprozeß von ihm zum Aufbewahren seiner Eier ausgeführt wird. Doch ist die Fortpflanzungsart und Lebensweise des Tieres noch viel zu wenig erforscht. Der „Bleibohrer“ soll in verschiedenen Teilen Amerikas vorkommen, so in Indiana, Illinois, Omaha, Tacoma, Florida und sogar in Australien. Man nimmt an, daß die Art aus dem Orient stammt. Zahlreiche Exemplare des Käfers sind in alten Bleiblättchen, wie sie zur Packung von Tee verwendet werden, gefunden worden.“

Eine Ehrenrettung der Raben.

Man spricht von „Rabeneltern“, wenn Kinder lieblos von Vater und Mutter erzogen oder gar körperlich und seelisch mißhandelt werden. Durch diese sprichwörtliche Bezeichnung, haben die schwarzen Gefellen, die sich überhaupt keiner sonderlichen Beliebtheit erfreuen, neuerdings aber auch amtlich berufen sind, mit beizutragen zur Abhilfe der Fleischnot, entschieden an Ansehen verloren. Starke Zweifel daran, ob die Raben und ihre Familienfreunde es wirklich mit der Elternliebe so leicht nehmen, erweckt ein Mitarbeiter der Jagdzeitschrift „St. Hubertus“. Er hat jahrelang Gelegenheit gehabt, eine sehr stark bevölkerte Saatfrähenkolonie genau zu beobachten und dabei rührende Fälle von elterlicher Liebe und aufopfernder Nächstenliebe erlebt. Einmal nahm er einen fast schlügen Raben aus dem Nest und trug ihn nach Haus, um ihn groß zu ziehen. Bald merkte er, daß zwei Krähen laut krächzend seine Wohnung umflogen, ohne Zweifel das Elternpaar, das dem Räuber ihres Jungen gefolgt war. In einem großen Käfig fand das Tierchen Unterkunft; die Hälfte des Daches wurde entfernt. Schnell fanden die Alten den neuen Aufenthaltsort ihres Kindes; sie gingen durch die Öffnung des Käfigs und fütterten den Nimmerfart. Das machten sie etwa acht Tage lang, schon am frühen Morgen kamen sie mit großem Geschimpfe an. Da nun dem Jungen inzwischen die Schwingen gewachsen waren, suchte sie ihm der Herr eines Abends kräftig mit der Schere. Am andern Morgen hörte das Geschrei der drei Vögel bald auf; man sah nach und fand das Kleine mit zerhacktem Schädel tot im Käfig. Die Alten hatten also bei der Fütterung sicherlich damit gerechnet, ihr Junges aus der Gefangenschaft befreien zu können, sobald die Flügel lang genug gewachsen seien. Da das nun verhindert war, töteten sie das Tier lieber, als daß sie es in der Gefangenschaft ließen. Eine andere Beobachtung ist nicht minder interessant. Die Alten von vier Nestern waren heruntergeschossen, da

nahmen sich zwei fremde Krähen der verwaisten Jungen an und fütterten die Inzassen aller vier Gelege, bis sie groß geworden waren. Man bedenke die Bienenarbeit bei dem nie zu stillenden Appetit der Jungen. . . . Wenn man natürlich diese bisher vereinzelt Beobachtungen auch noch nicht verallgemeinern kann, so wird immerhin dadurch doch der sprichwörtlich festgehaltene Glaube an die Schlechtigkeit der Raben etwas erschüttert. Vielleicht gelangt die spätere Rabenforschung noch dazu, den heute verbreiteten Begriff der „Rabeneltern“ in sein Gegenteil umzukehren.

Suchbild.



Wo ist der französische Alpenjäger?

Auflösung der Knacknuß in Nr. 3.

Man liest beim 1. Bild auf der Speisekarte die von der Leitungsschnur berührten Buchstaben, bei Bild 2 die Anfangsbuchstaben des Inhalts, bei Bild 3 auf den kleinen Papierstücken erst die großen, dann die kleinen Buchstaben, sodann die ersten Buchstaben auf dem großen Papierstück und bei Bild 4 die Anfangsbuchstaben der Vornamen in den Todesanzeigen. So erhält man die vollstümliche Redensart: „Jedes Tierchen hat sein Plästerchen.“ Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein: Paul Bischoff, Walter Basler, Walter Brosius, Minni Birtenbach, Rudolf Bier, Paul u. Hans Diez, Wilhelm Forst, Elisabeth Herrchen, Irene Hofmann, Eina Kuhn, August Klärner, Otto Kilb, B. Köhler, Johanna Kessler, Wolfgaang Lind, Helmut Lind, Jakob Mühlhöfer, Anna Metzger, Erna Reuter, Erich Räder, Helene Ratner, Theo Ratner, Luitpold u. Adam Riealer, Hans Seelbach, Erna Scheuermann, Fritz Schmitt, Anton Stadfeld, Mice Seestadt, Arthur Sahmann, A. Seiwert, Elmar Crouhon, Elisabeth Wiemer, Willy Weber und Seleta Zeitlin, sämtlich in Wiesbaden, sowie A. Hübner in Bierstadt, Martha Kochmann aus Konstanz, z. St. in Wiesbaden, und Unteroffizier Kremer im Res.-Inf.-Rgt. Nr. 80.

Auflösung des Suchbildes in Nr. 3.

Der Feldtelefonist steckt in der linken unteren Ecke. Wer das Bild nach rechts drehte, wird ihn dort ohne Mühe gefunden haben.